

Väterliche Liebe

Von Hans Otto Henel

Von den vielen Glühbirnen des Deckenleuchters brannten nur noch drei. Im dunkleren Halbdunkel sah der Wartesaal vierter Klasse aus wie ein grauer Stall.

In der abgestandenen, miefigen Atmosphäre, die sich träge um die paar Lichter klumpete, konnte man kaum unterscheiden, ob Männer oder Weiber auf den harten Stühlen und Holzbänken saßen, lagen oder kauerten.

Kalter Tabak stand. Schnarchen rasselte, verlorene Traumworte flatterten irt, Kämpfer mischten sich mit Seufzern.

Franz Reudnitzer hörte die Sirene eines Rheindampfers heulend fliepen, lang und immer länger hingezogen. Da konnte der Hafen nicht weit sein, dort, wo die niederländischen Boote anlegen. Die Große Bleiche, die Paradedstraße von Mainz, war er ja schon ziemlich bis zu Ende gegangen, sah das prächtige Justizgebäude und dahinter die nicht minder pompöse Christuskirche.

Reudnitzer schnupperte die feuchte Luft, die vom Rhein herüberkam. Verdammte, diesmal lief er nicht ziellos durch die Stadt, ungewiß zwischen erfolglosem Arbeitsjahren, Betteln und Klauen.

Er fingerte einen schmerzigen Zettel aus der Hosentasche. Schon ihr wieder hinein. Seit Wochen kannte er die aufgeschriebene Adresse auswendig. Wachte auch, daß es sich um eine Kaserne handelte. Früher wird man denn auf preussisch kommandiert und gestuft haben, wie man es wahrscheinlich heute auf französisch tut.

Früher hatte er sich das anders gedacht mit der Fremdenlegation, Geheimriservos, etwa mit Bednamen, vielleicht unter dem Anschein einer Exportfirma.

Und nun gab es sogar ein öffentliches Bureau, das mit der Aufschrift "Legation étrangère" seine Bestimmung gar nicht verheimlicht. Man kann es auffinden, wenn man die Adresse hat, oder man kann sich danach erkundigen. Seine Unterlippe verlor sich verabschiedend, als er bedachte, daß diese Gesellschaft über die Fremdenlegation wahrhaftig genau so läßt wie über ihre eigene Gerechtigkeit, ihr Christentum, über Belbel und Lenin, Schwindel, alles Schwindel, nur die Gefängnisgitter bleiben unverwundbar fest bestehen.

Reudnitzer hatte die Adresse und brauchte auch nicht nach dem Wege zu fragen. Vom Rheinhafen schob er sich durch das wirre Gestrüpp der alten Gäßchen nach dem Kalernerviertel hinaus. Aber als er dann am Eingangs zum Hof und hinübersteuerte auf den roten Eingang, vor dem ein französischer Wächterposten stand, da wurzelte ihm doch die Fühle fest. Schlechter als beim deutschen Kommissar konnte es zwar in der Legation auch nicht sein. Nach allem, was er von dem alten Legionär gehört hatte, nicht einmal so schlimm. Aber die fünf Jahre Verpflanzung beschwerten ihm jetzt den Kopf. Lange überlegte er, unentwaffnet von einem Bein auf andere schaukelnd. Verdammte, der Entschluß war doch nicht so leicht, wie er sich gedacht hatte. Aber schließlich, was blieb ihm anderes übrig? Zögernd schloß er sich zum Ueberqueren der Straße an.

"Herb, Landsmann!" Reudnitzer zog den Fuß von der Fahrbahn wieder zurück und schaute sich um. Hinter ihm, im Tormügel eines Hauses, stand der Mann, der ihn gerufen hatte. Alt, mit einem Vollbart wie der Vater Rhein, einem Bandagen auf der roten Nase, über dessen goldenen Rand er mißbilligend die Augen des jungen Mannes suchte. Der kam ihm verwundert halb entgegen.

"Sie müssen — da drüben — nicht?" Sein Daumen wies auf den Kaserneneingang, wo der Posten gleichmütig auf und ab wanderte.

"Was geht Sie das an?"

"Also doch zur Fremdenlegation?"

Reudnitzer ersauerte. Der Alte giefel ihm nicht, aber er gefand sich ein, daß ihm die Veränderung recht kam. Ja, sie erliefen ihm wie eine geheimnisvolle, prompte Bestellung. Trotzdem raunte er so ruppig als möglich:

"Was heißt hier Landsmann? Ich kenne Sie nicht und Sie mich auch nicht, Scheint mir. Und wenn ich jetzt dort hinüberstehe, bleibt das meine Sache."

"Nicht doch, junger Freund. Hören Sie auf einen alten Mann, der schon manchen Landsmann dort hineingeführt hat. Sie rennt in euer Unglück. Gut, das soll eure Sache sein. Ihr schädigt aber auch das Vaterland. Ihr wollt eure junge Kraft dem Feinde geben, der uns den Krieg nicht gewinnen ließ, und der uns nun noch die Schmach der Befreiung antut."

Reudnitzer begann sich zu ärgern.

"Ich habe keinen Krieg gemacht. Die Franzosen sind niemals meine Feinde gewesen. Fragen Sie mal den blauen Jungen drüben mit dem Gewehr, ob die Deutschen seine Feinde sind. Sicherlich sagt er auch Nein."

Der Alte sah ihn beschwörend am Kopftragen.

"Wissen Sie denn nicht, daß unser deutsches Vaterland jeden jungen Arm selbst braucht?"

Reudnitzer praffelte ein so mächtiges Hohngelächter heraus, daß der Alte von Nicken aufhören überhört wurde.

"Man, das legen Sie mir? Ausgerechnet mir? Kräftige Arme habe ich, und ich habe sie in eurem geirrteten Vaterlande anständig angeboten. Man hat aber immer mehr nach meinen Papieren gefragt, als nach meinen Armen. Ja, früher, als ich noch nicht vorbestraft war, da hat man die Arme manchmal gnädig genommen. Meistens für ein Schandgeld. Und nicht mal immer das. Aber da habe ich mal einen von den wasserländischen Herren, die mit meinen Armen das Vaterland und ihr Vermögen aufbauen wollen, ein paar in die Presse haue; müssen. Der Lump hätte bestimmt noch mehr verdient. Trotzdem kam ich ins Gefängnis. Und seitdem bringt das Vaterland merkwürdigerweise meine Arme nicht mehr. Schemelwegen könnte ich verhungern. Und weil ich dazu nicht dummgewig bin, hab ich mir selbst geholfen. Hab mir dort was p-holt, wo zuviel ist. Das Vaterland teilt nämlich an seine Kinder verflucht ungleich aus. Ein Rabenmutter ist nicht so ungeroch. Und meine Selbsthilfe hat dem teuren Vaterlande nicht gefallen. Auf

einmal kümmert es sich um mich. Aber was anderes als Gefängnis hat es nicht übrig für mich. Ja, alter Mann, ich pfeife auf das Vaterland, wie es auf mich gepfeiff hat."

Der Bursche wollte gehen, froh, daß er sich selbst befähigt hatte, wie wenig Gewissensbisse er sich wegen seines Ganges zur Fremdenlegation zu machen brauche. Aber der Alte vertat ihm den Weg, hielt ihn noch fester an schmierigen Rod.

"Sie haben Unglück gehabt, und weil das große Vaterland selbst im Unglück sitzt, kann es sich nicht an alle seine Unglücklichen erinnern. Aber überlegen Sie sich's trotzdem noch. Haben Sie nicht auch eine Vaterstadt? Einen Ort, wo Sie geboren sind? An den Sie die moralischen Rechte des Kindes haben, und der ihnen gegenüber die moralischen Pflichten des Vaters zu erfüllen hat. Ich kann Sie nicht in das Verderben laufen lassen. Gehen Sie nach Ihrem Vaterort, dort versteht man Sie, dort machen Sie Ihre Rechte geltend, die ja auch dem unscheinbarsten Bürger zustehen. Sie werden mir's danken später, Sie werden einsehen, daß keiner untergeht, der wie ein Kind zu seinem Vaterort kommt."

Nur zu gern ließ sich Franz Reudnitzer breitschlagen. Denn natürlich ist es schöner, in der Heimat väterlich auf den Weg gehalten zu werden, statt im fremden Lande für irgendwen totzuschicken oder totgeschossen zu werden. Das Vaterland hatte ihn schlecht behandelt. Vielleicht hat das nur an seinem Starrkopf gelegen. Er hatte Recht gefordert. Sicherlich mußte man es verbiten. Er würde nach seiner Vaterstadt gehen, die er so lange verbitert gemieden hatte. Beglückt hörte er sich von dem alten Manne nach das Gleichnis vom verlorenen Sohne an, dessen Rückkehr so viele Freude in das Vaterhaus bringt. Und er ließ sich dankbar von dem Alten auch nach dem Bahnhof schaffen und mit der geschenkten Fahrkarte im Zuge unterbringen. Die Sirenen der Rheinschiffe waren der letzte Gruß, den ihm das verschwindende Mainz nachsagte.

Merkwürdig, wie lange man die Sirenen hörte. Der Klang nahm gar kein Ende. An jeden ausgetragenen Ton knüpfte sich ein Gedanke.

Koch — lilitie — roch — lilitie —

Und was war das überhaupt für ein komischer Sirenenort?

Reudnitzer wollte ganz genau hinhören, aber da verstummte der Ton, brach ab. Kochsch — aus war er. Und diese plötzliche Stille wirkte wie ein unheimlicher Kärm.

Franz Reudnitzer fuhr auf.

Was war — Mainz? Auf dem Hauptbahnhof der teuren Vaterstadt sah er. Unter Bennern und Gonocen, unter dem Strandput der Vaterstadt. Und der Sirenenort des Rheinschiffes war nichts anderes gewesen als das unheimliche Schnarchen des schmierzigen Kollapses an seiner Seite.

Ja, noch war er nicht ganz so dreckig wie der da neben ihm. Aber noch ein paar Wochen dieses Lebens, und er würde sich von dem andern nur durch die Farbe des Haares unterscheiden.

Wenige Nächte verbrachte er schon im Wartesaal des Bahnhofes? Nicht oder ja? Er wachte es nicht mehr genau. Er suchte und dachte dabei an den Alten in Mainz, der ihn beschwächt hatte. Der sollte wissen, wie die Vaterstadt ihr Kind aufgenommen hatte. In den ersten Tagen hatten sie ihn von einem Punte zum andern getrieben. Wohnung? Da warten andere. Schokolade schon seit Jahren drauß. Und ohne Geld ist gar nicht-darum zu denken. Verpflegung? Die Stadt kann doch nicht herrschafliche Nahrung für umsonst stillern? Arbeit? Tausende von Arbeitslosen sind im Orte, und bei solchen Papieren mit Streifenmerkmal — da läßt sich schwer was finden. Ein Kind der Stadt? Ja, schließlich ist eine Stadt kein Kinderhort.

Und dann hatte man mit Verhaftung wegen Verabredung gedroht. Und er nahm das gar nicht so sehr übel. Er war kein junger Hale mehr und hätte wissen können, daß man eine Vaterstadt höchstens lieben darf, aber ja nicht eine väterliche Tat von ihr verlangen. Nur auf den Alten in Mainz hatte er eine schwere Wut.

Alte, jetzt konnte er sich denken, warum der Kollaps nicht mehr schmerzhaft. Die alten Venediger haben keine Witterung für die Sendboten einer Vaterstadt. Lauflos hatten sich an den drei Türen des Wartesaales Polizisten postiert. Andere drängten herein, ein ganzer Schwarm. Razzia.

Die meisten der Schläfer bequemen sich unwillig zum Vorzeigen der Papiere, andere mühten erst wachgerichtet werden. Manche waren auffällig, andere übertrieben besifsen. Von denen mußte die Mehrzahl antreten, um die Fahrt zur Polizei mitzumachen.

Ein Polizist betrachtete eingehend Franz Reudnitzers Papiere.

"Wir beobachteten Sie schon länger. Was machen Sie hier?"

Reudnitzer hob die Hände in die Taschen und spuckte aus.

"Was ist das? Ich pfeife auf dieses gottverfluchte Reich, was sich meine Vaterstadt nennt und mich aus lauter väterlicher Liebe verdrückt läßt. Und dann werke ich auf eine Einbrechergelegenheit. Oder auf den günstigsten Anstoß an die französische Fremdenlegation. Eins ist das andere ist mir schnuppe."

Der Wachtmeister wintzte zwei Polizisten.

"Gut aufpassen auf ihn. Scheint ein besonders feiner Jang zu sein!"

Den Rest der Nacht schlief Franz Reudnitzer nach längerer Zeit zum erstenmal wieder in einem Raume, den ihm niemand streitig machte. Auf einer Prüfte im Polizeigefängnis.

Das Kulturinstrument in Ferien

Reife und lau plätschert der Strom der Rundfunkdarbietungen unseres Senders in diesen Ferienwochen dahin. Tag um Tag, Stunde um Stunde trägt die elektrische Welle Geräusche von Sprache und Musik in den Aether und sommerlich milde gibt der Lautsprecher treu, aber nicht ganz getreulich, all das dem biedereren zählenden Teilnehmer und dem waghalsigen Schwarzhörner wieder. Eine feine, köstliche Stunde hatten sie, wenn sie vergangenen Sonntag nachts den Serenaden-Abend aus Salzburg gehört haben. In einer technisch ungewohnt schönen Uebertragung kamen die jarten, wundervollen Melodien einer Mozart-Serenade, gespielt von den Wiener Philharmonikern, zu uns. Ein wirklich köstliches Erlebnis. Was vorher die Mirag zu bieten magte, soll später stehen, weil es diese Nachbarschaft nicht verdient. Es war außer dem noch sehr viel Musik im Lautsprecher. Keine tat sich besonders hervor. Auch Nancy Cisele vermachte mit alter Klaviermusik keine Funken der Begeisterung zu schlagen.

Die Weltliteratur ist verrückt. Das will sagen, die im Sendeprogramm eingerichtete verdienstliche Stunde, genannt "aus der Weltliteratur", hat eine Reise durch die verschiedenen Tage der Woche gemacht. Ursprünglich wurde sie an jedem Donnerstag spä am Abend abgehalten. Nach verschiedentlichen Abenteuern ist sie jetzt, am frühen Nachmittag des Sonntags gelandet. Ob das zu ihrer größeren Verbreitung beiträgt, läßt sich schwer bestimmen. Wie gehen sicher um diese Zeit aus den Steinbaukäfen hinaus ins Freie und nicht alle nehmen sich ihre Radio-Anzapfstellen mit Jedoch hat man an vergangenen Sonntag an den Canterbury-Geschichten nicht viel verklämt. Beide, sowohl der Vortragende als auch der Erzähler, trankten, schienen heißer und nicht recht aufgelagert zu sein. So hatte weder die Vorlesung aus den von Geoffrey Chaucer geschriebenen Geschichten, noch die Einleitung dazu eine Wirkung erzielen können. Da war der Dichterabend am

Donnerstag vorher schon straffer und einbringlicher. Aber es war zuviel des vielleicht Guten, gleich drei Dichter mit einemmal vorführen zu wollen: Eulenberg, Schmidhonn und Fonten. Es blieb für die einleitenden Worte über jeden der drei nur knappe Zeit für zehn Sätze und nur für eine Frage aus seinen Werken. So konnte kaum ein mangelhaftes Bild von der Persönlichkeit der drei entstehen. Schließlich gab es noch einmal Literatur in der Berücksichtigung: "Stella, ein Trauerspiel von Goethe". Dieses Stück, das sich wohl kaum auf das heutige Theater wagen würde, machte einen jämmerlichen Eindruck als Hörspiel. Daran dürften weder die Spieler, noch der Regisseur schuld tragen. So möge an dem verlorne Aufwande der sich schuldig fühlen, der ihn zu verantworten hat.

Aber am Sonntag magte man den Hörern etwas als Hörspiel, noch dazu als "lustiges" vorzuführen, das von Verantwortungslosigkeit zeugte. Es nannte sich "Im Kugelhaus". Daß ein Sächsisch gesprochen wurde, das es gar nicht gibt, das auch nur von solchen gesprochen werden konnte, die kein Sächsisch können, wäre das geringste der Uebel. Aber solch dumme Witzereien, für die die Bezeichnung "sanfter Witz" schon eine zu hohe Auszeichnung wäre, solch gedankenleerer Unsinn, solch reizloses Gerede ist mir noch nie unterlaufen. Wie magt es die Mirag, so etwas, nicht einmal mit Reich Bezeichnendes den Hörern anzuhören? — Neklam für das Kugelhaus hätte man auf andere Art machen können. Vielleicht darf man, daß es nichts anderes war als Neklam, wenn auch eine miserabile, fragen, was die Mirag dafür bekommen hat? J. B.

Kleine Chronik

Polnische Wirtschaft. Mit der Neueinstudierung dieses alten Lohenjägers aus der Kaiserfabrik des Herrn Jean Gilbert zählt das Operettentheater etwas drauf von der Anerkennung, die es sich mit der vorhergehenden Operette von Rinnede erworben hatte. Der Intendant der Aufführung gastiert irgendwo in Holland, sein Temperament fehlt, und darum kommt das Werkchen matter und schwungvoller heraus, als es selbst bei seinem beträchtlichen Alter nötig wäre. Dieser derbe Schwankwitz ist abgebraucht, diese Schläger abgelesen. Ein lebender Leichnam, dem mit ein paar neuen Kleiderchen und einer Ozeanflieger-Einlage frischer Odem einzuhauchen ist. Wenn dazu noch der Gast Bedmann, der als einziger über die Spielroutine verfügt, die ein in sommerlicher Verlegenheit zusammengeschlossenes Ensemble mitreißt könnte, hochgeheißt ist, dann kann man verstehen, daß es sogar Operettentliebhaber gibt, die das Haus vorzeitig verlassen. Wirkliches Vergnügen erlebte man nur im 2. Akt, wo der Gutshof durch die realistischen Zutaten des Bühnenbildes so etwas wie ländliche Ferienstimmung herbeizubereitete. Klothilde Bauer und Heria Wit als raffige Weiblein sind sehr nett und Kapellmeister Erhard verdient Anerkennung, wenn er aus einem fast gewordenen Feuer noch ein paar Funken herauszufischen versteht. Aber die Direktion sollte bei Aufstellung des Spielplans doch endlich bedenken, daß ein Operettentheater kein Antikenmuseum ist. hl.

6000 Jahre alt. Auf dem Friedhof der Stadt Santa Maria del Tiel in Südamerika steht eine Inschrift, deren Alter man auf 6000 bis 8000 Jahre schätzt. Dieser ehrwürdige Rest der Pflanzenwelt wächst und blüht heute noch wie vor fünfzig Jahrhunderten. Er ist unzweifelhaft der älteste lebende Organismus auf Erden. Wenn dieser Baum sprechen könnte, so hätte er wohl der Welt die fesselndsten Geschichten zu erzählen. Er könnte unschätzbare Bezüge aus der frühesten Geschichte Mexikos und von Wüste und Felsfall der Monarchien im tropischen Amerika liefern. Als der Baum etwa im Jahre 3000 v. Chr. aus der Erde heraufsprang, regierte König Menes in Ägypten. Als Cheops keine Pyramiden von Sklaven mit der Peitsche zur Arbeit an der großen Pyramide trieb, war der Baum ein Knäuling von zweihundert Jahren. Und als die Juden ihre erste Wanderung aus dem Tal des Nils unternahm, war er erst 1500 Jahre alt. Als man den Baum zum letztenmal maß, hatte der Stamm in 1,20 Meter Höhe über dem Boden einen Umfang von 40 Metern. Die Nadelnzipfel sind von Alexander von Humboldt entdeckt worden, der an dem Stamm eine Gedentafel anbringen ließ. Das war vor hundert Jahren. Die Tafel ist aber jetzt fast vollständig von der Rinde überwachsen, ein Beweis, daß der Stamm noch in voller Kraft steht.

Ein sozialistischer Film größten Stils soll in Holland hergestellt werden. Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei arbeitet zu diesem Zweck mit der Harlemer Filmfabrik Volging zusammen. Zahlreiche neue Filmreformgedanken sollen in dem sozialistischen Film verwirklicht werden, bei dessen Herstellung Tausende von Personen mitwirken werden.

Leitung des Kunstgewerbemuseums. Der Rat teilt mit, daß das Dienstverhältnis mit dem Leiter des Museums der bildenden Künste und des Kunstgewerbemuseums, Herrn Prof. Dr. Graul, durch Privatdienstvertrag bis zum 30. September 1929, dem vorläufigen Zeitpunkte der Eröffnung des Grassimuseums, verlängert worden ist. In der Zwischenzeit wird die Frage der Nachfolgerschaft geregelt werden.

Altes Theater. Zur Erstaufführung des Lustspiels "Coeur et Rubis" wird noch besonders darauf hingewiesen, daß Sommerpreise (50 Pfg. bis 5,50 Mark) gelten. Anfang 20 Uhr. Außer Anrecht.

Gute Verjorgung. Ein Mann, der vier Söhne hatte, wurde gefragt, was er sie werden lassen wollte. "Der erste soll Rechtsanwalt werden, der zweite Bürgerrentier und der dritte Teilhaber bei einer Versicherungsgesellschaft." "Und der vierte?" "Aus dem vierten will ich einen professionellen Bankrotteur machen; der soll die ganze Familie erhalten." C. K.

Filmschau

Es ist zum Heulen, das einzigartige Talent der Lilian Gilsh in einem schlechten und unglücklich oberflächlichen Film mißbraucht zu sehen. Diese Annie Laurie muß in einem 17. Jahrhundert aus Kleister und Pappe leben. Zwei köstliche Familien spielen Blutrache miteinander. In steifen Opernkostümen balzen gottige Männer mit angelegten Bärten aufeinander los, suchten mit Dolchen und Schwertern herum, schmeißen Brandfackeln und stößen Lieber zur Gitarre. Auf dem Mastenball eines Poststadtschwoofes kann man dertel nicht unaufrichtig machen. Man begeht ein Verbrechen an der Gilsh, wenn man ihr Talent immer wieder in diesem Kostümpulver vergeht. Richard Wagners Opernwelt erscheint wie eine blöde Parodie auf das Mäglische, dieser Film erscheint wie eine Parodie auf Richard Wagner. Es gibt sogar wackende Landschaftstuliffe. Schade auch um die herrliche, filbrig verschleierte Photographie. (Calceum.)

Wie sehr sympathischer ist dagegen der "und Antintin als Lebensretter. Ein Naturwunder ist dieses Tier, und was die Menschen um ihn herum aufführen, wirkt kindisch. Diese virtuose Tierdressur erscheint zufällig und überraschend in ihren Posen. Vor den menschlichen Stars hat der Hund voraus, daß er nicht auf Wirkung "achtet". Mit feurig leuchtenden Augen und rauchartigen Sprüngen schließt er durch das Dunkel einer Waldnacht und erhebt das, was man romantisch um ihn herum dichtet. Aus dem gefährlichen Raubhund wird er zum Freunde des Menschen. Man beobachtet, wie zart und innig das Liebespiel dieses Hundes mit seiner Gefährtin wirkt gegenüber der ordinären Nattheit, wie sie in den Gesellschaftsfilmen menschlicher Filmbedlinge üblich ist. Sehenswert. (Wintergarten.) hl.